

Leseprobe aus:

**Nora Melling**

# **Schattenblüte. Die Verborgenen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

NORA MELLING

*Schattenblüte*

DIE VERBORGENEN

Roman • Rowohlt Polaris

1. Auflage November 2010  
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE  
Werbeagentur, Zürich  
(Abbildung: © Peter Donnelly 2008 / Getty Images;  
© andrearan/www.shutterstock.com)  
Gesetzt aus der DTL Fleischmann bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 86252 000 8

**FÜR MEINE MUTTER,**  
die die vielen bunten Geschichten  
in mein Leben gelockt hat





**EINS** Das einzig Gute an Berlin ist, dass man untertauchen kann. Zuerst habe ich es im Tiergarten versucht: ein riesiger Park, aber trotzdem noch zu eng. Im Tegeler Forst gibt es zu viele Wanderwege. Auch da trifft man immerzu Menschen. Wenn man für sich sein muss, ist der Grunewald am besten.

Ich nehme die S-Bahn. Am Bahnhof winde ich mich zwischen den Leuten hindurch zum Hinterausgang, gehe unter ersten Bäumen die schmale Straße entlang. Nach der Ampel habe ich endlich Tannennadeln unter den Füßen. Die Autos können mir auf dem Wanderweg nicht folgen.

Regnerisches Wetter heute, das die Spaziergänger fernhält. Meine Turnschuhe traben wie Tierpfoten über die feuchte Walderde. Es tropft von den Zweigen in meinen Nacken, ich ziehe den Kopf ein. Vielleicht gehe ich nie mehr zurück in die Stadt. Nie mehr nach Hause. Nie mehr in die Schule. Vielleicht bleibe ich hier, im Wald, verschmelze mit den Bäumen. Dann gäbe es keine Fragen mehr. Keine gelogenen Antworten. Kein geheucheltes «Oh, es gefällt mir hier». Die Wahrheit ist: Berlin ist zum Kotzen. Zu laut, zu grell.

Nur im Wald ist es still. Darum komme ich her. Ich will allein sein.

Ich will allein sein und bin es nicht. Da ist wieder dieser schwarze Köter, der mir folgt. Groß und spitzohrig läuft er parallel zu mir durchs Unterholz, nur der Hund, kein Mensch. Verdammter Streuner! Ich werfe ein Stück Holz

nach ihm. Das Holzstück streift zischend die nassen Blätter, der Hund knurrt, springt geduckt zur Seite und lässt das Geschoss ins Leere gehen. Dumpf kommt es auf dem Waldboden auf. Der Hund ist schon wieder da, läuft weiter und lässt mich nicht aus den Augen. Ob er zu niemandem gehört? Ich weiß nicht, ob ich ihn mag. Es ist kein niedlicher Hund, kein harmloser goldener Kinderbeschützer. Er ist schwarz, struppig und hat kleine schräge Augen, deren Farbe ich nicht erkenne.

Wenn ich näher komme, flüchtet er geduckt in die Büsche. Ob ich ihn mit Fressen zu mir locken könnte? Nein, ich will ihn nicht so nah bei mir haben. Vielleicht bilde ich es mir nur ein, aber ich finde, er hat etwas Dunkles, Bedrohliches an sich, das mir Angst macht.

Ich folge ein Stück weit der Asphaltstraße, die sie dem Wald mitten ins Gesicht geklebt haben. Fast von allein tragen mich meine Füße zum Grunewaldturm. Dort hinauf kann der Hund mir nicht folgen. Dann bin ich ihn los. Mein Magen knurrt. Ich hätte vorhin etwas essen sollen. Aber wer denkt in solchen Zeiten an Essen? Ich denke gar nicht mehr. Schon seit Wochen nicht.

Der Grunewaldturm steht auf einem kleinen Berg, und man kann von dort oben bis über die Havel gucken. Die Aussicht ist toll. Ich will die Bäume von oben sehen, Abstand gewinnen, lüge ich mir vor. Dabei ist mir die Aussicht völlig egal. Der Hund ist immer noch da. Ich kann ihn im Gebüsch hören. Ein Auto kommt, Regenfontänen spritzend, angefahren, eins von diesen Familienautos, in denen in der Werbung hinter Mami und Papi glückliche Kinder sitzen. Immer sind es zwei. Verdammte heile Welt.

Mit schnellen Sprüngen die Stufen hinauf bin ich auf dem Steinsockel. Sie haben den oberen Teil, den roten

Backsteinturm mit der Statue von Kaiser Wilhelm, gesperrt. Ein Schild hängt vor der breiten Holztür: Einsturzgefahr. Ich kann mir ein Lachen nicht verkneifen. Ist nicht die ganze Welt einsturzgefährdet? Alles, von dem du heute noch denkst, es würde für immer dauern, kann morgen zusammenkrachen. Der Ausgang ist gesperrt, aber ich weiß, wie man trotzdem reinkommt. Ein paar Stufen höher quetsche ich mich durch eine halboffene Seitentür. Dunkel und staubig ist es drinnen, wie ein heimlicher Weg zum Dachboden der Gespenster. Eine Stufe und dann noch eine, und noch eine. Soll ich die Stufen zählen? Heute nicht, ich kenne das Ergebnis sowieso. Zweihundertsieben brüchige Betonstufen sind es.

Die Tür am Treppenende ist nicht abgeschlossen, aber sie klemmt etwas. Ich stemme sie mit der Schulter auf. Hier auf der Plattform ist die Luft genau wie im Wald, tannenbitter und feucht. Von oben, heißt es, sieht die Welt anders, besser aus. Doch die Welt, auf die ich schaue, ist auch von oben einfach nur grün. Nassgrün.

Meine Füße, von den vielen Treppenstufen das Steigen gewöhnt, tragen mich weiter bis ganz oben. Ein großer Schritt und ich stehe auf der Brüstung. Warum denke ich jetzt an den Hund? Er folgt mir seit Tagen durch den Wald. Hängt an mir wie eine Zecke. Dort unten, unter dem Blätterdach vor meinen Fußspitzen, kann ich ihn nicht mehr sehen.

Ich versuche mir einzureden, dass man von der Mauerbrüstung die beste Aussicht hat. Eine Lüge, genau wie die, ich könne fliegen. Ich kann es nicht. Zum Glück kann ich es nicht. Ein Schritt noch, und ich werde wie ein Stein zu Boden fallen. Das Einzige, was wirklich zählt, ist, ob es reicht. Ob es hoch genug ist. Wie viele Meter braucht



man, damit man den Aufprall nicht mehr spürt? Damit das Leben mit einem Schlag vorbei ist? Ich bin feige. Ich will keine Schmerzen, keine gebrochenen Glieder, wenn es nicht klappt. Langsam breite ich die Arme aus.

Von hinten windet sich eine Hand um meinen Arm, packt zu. Erschreckt fahre ich herum, verliere das Gleichgewicht, rutsche und wäre beinahe doch gefallen. Aber ich werde gehalten. Da steht der seltsamste Junge, dem ich je begegnet bin, und hält mich wie ein Anker im Leben.



**ZWEI** Es war ein verregneter Junitag, an dem der Möbelwagen kam. Jetzt haben wir September, und es regnet immer noch. Dreieinhalb Monate. Dreieinhalb Monate, um Abstand zu gewinnen, wie es meine Eltern nennen. Dreieinhalb Monate, um in einer fremden Stadt und an einer fremden Schule einzugehen, wie eine Pflanze, die man verpflanzt, aber deren Wurzeln man vergessen hat.

Meine Wurzeln sind in Hamburg geblieben. Die Stadt habe ich mir nicht ausgesucht. Ich bin dort geboren, erst ich, dann mein kleiner Bruder. Wir hatten ein Reihenhaus mit einem schmalen Garten, in dem ich Erdbeeren zog und mein Bruder Bohnenpflanzen an der Wand zur Garage. Ich war eifersüchtig, dass seine Pflanzen größer waren als meine, und er darüber, dass meine Erdbeeren besser schmeckten als seine Bohnen. Er hat mir immer heimlich die Hälfte weggefressen.

Und dann hat er im letzten Winter beim Rodeln nicht aufgepasst, ist gegen einen Baum gerast und hat sich das

Bein gebrochen. Wir mussten einen Krankenwagen rufen, und er wurde ins Krankenhaus gebracht, in die Notaufnahme. Auf dem ganzen Weg dorthin hat er geschrien und gehault, aber wir haben ihn getröstet und gesagt, es wäre nicht so schlimm. Alles würde bald wieder gut. Natürlich wurde sein Bein geröntgt und eingegipst. Die Ärzte im Krankenhaus haben dann noch eine Kleinigkeit gefunden auf dem Röntgenbild, die sie nicht richtig verstanden haben. Sie haben den Gips abgemacht und nochmal geröntgt. Untersucht. Dann haben sie verstanden. Die Kleinigkeit, die da auf dem Bild zu sehen war, war der Tod, der in seinem Körper lauerte. Krebs. Überall in seinem Körper: kleine, bösartige Knoten. Das Wort Metastasen hat viele Buchstaben, und jeder steht für eine andere Art des Grauens.

Chemotherapie. Haarausfall. Schmerzen. Vergebliche Operationen. Am siebzehnten Mai starb er. Kurz danach waren die Erdbeeren reif.

Drei Tage später wurde er beerdigt. Meine Eltern haben unser Zuhause nicht mehr ertragen. Als sei die Luft im Haus verpestet. Als seien sie von dem Tag an gegen den Garten allergisch. Alle seine Sachen, nein, alles, was überhaupt an ihn erinnerte, haben sie in einen Müllcontainer geworfen und den Deckel zugemacht. Was wir einpackten aus siebzehn Jahren Familienleben, passte in den kleinsten Möbelwagen. Sie sind weggerannt, aus Hamburg geflüchtet, und haben ihn zurückgelassen. Ganz allein.

Ich will zu ihm! Mit ihm reden! Wenigstens will ich einen Platz, wo ich ihm nahe sein, um ihn trauern kann. Bohnen, die sich um seinen Grabstein ranken. Ich will Erdbeeren auf sein Grab pflanzen und denken, dass er die alle ganz allein essen darf.

Seitdem laufe ich durch diese Stadt. Laufen sagen die Berliner, auch wenn sie gehen meinen. Berlin. Ich weiß, es ist die falsche Stadt, und ich werde ihn hier nicht finden, aber still sitzen kann ich trotzdem nicht. Manchmal muss ich laufen, rennen, bis mir mit der Puste die Gedanken ausgehen. Bis ich nur noch Rhythmus bin. Füße, die gleichmäßig auf den Boden hämmern. Beine, die vorschwingen. Schritt-Schritt, Schritt-Schritt.

Heute ist ein besonderer Tag. Heute ist der schlimmste Tag. Heute ist der Tag, an dem ich es nicht mehr aushalte, an dem ich bereit bin, alles zu tun, damit der Schmerz aufhört. Heute habe ich Geburtstag. Und zum ersten Mal ist mein Bruder nicht dabei. Die Torte mit der großen 17 und meinem Namen, Luisa, darauf, habe ich wie unabsichtlich vom Tisch gewischt. Meinen Eltern fror das gezwungene Lächeln auf dem Gesicht ein, als sie vor ihnen auf den Teppich klatschte. Keine Ahnung, was in den albernen Päckchen auf dem Tisch war. Ich habe mein Lebenslicht mit der flachen Hand ausgeschlagen. Das ganze Zimmer stank nach Erdbeersahne und Kerzenwachs. Ich habe meine Tasche gepackt, und dann bin ich in die Schule.

Das Leben tut mehr weh als ein offenes Geschwür. Das ist der wahre Grund, warum ich hier auf der Brüstung stehe, nur einen Schritt von meinem eigenen Ende entfernt.

Und dann ist da plötzlich dieser Junge. Ich drehe mich vorsichtig zu ihm um, er passt seinen Griff an, aber er lässt nicht los. Fast als wäre ich ein gefangener Vogel, der sonst davonfliegen würde. Jetzt kann ich ihn ansehen. Ist er noch ein Junge oder schon ein Mann? Kaum älter als ich sieht er aus. Wahrscheinlich wäre er einen halben Kopf größer

als ich, wenn wir nebeneinanderstünden. Er ist eingehüllt in einen knielangen schwarzen Mantel. Den Kragen hat er hochgestellt, vielleicht gegen die Kälte, aber vielleicht auch gegen viel Schlimmeres. Von hier oben, von der Brüstung, wirkt er fast zerbrechlich. Trotzdem spüre ich die Kraft seiner schmalen Hände, mit denen er meinen linken Arm gepackt hält, wie eine Klammer aus Stahl. Sein Griff drückt mir das Blut ab, sodass meine Hand anfängt zu kribbeln. Er sieht zu mir hoch, angespannt, als versuche er in meinen Augen zu lesen, was ich vorhabe. Dunkelgraue, fast kinnlange Strähnen fallen in sein schmales, blasses Gesicht. Kann man so eine Haarfarbe überhaupt haben? Sie ist nicht wie das Grau der Wannsee-Omis, die rund um den Bahnhof ihre Hunde Gassi führen, gepflegt und mit perligem Glanz. Seine Haare sind krähengrau. Mit seinen dunklen Schattenaugen sieht er wie ein Mangaprinz aus.

Als er sicher zu sein scheint, dass ich nicht kämpfen werde, zieht er mich am Arm zu sich. Ich kämpfe nicht, nicht jetzt, nicht heute. Viel zu gebannt bin ich von ihm, der so plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht ist. Ich beuge die Knie, bis ich auf Augenhöhe mit ihm bin, unsicher springe ich von der Brüstung zurück auf die Plattform. Beim Landen verliere ich das Gleichgewicht, knicke mit dem linken Fuß weg, stolpere, aber er fängt mich auf. Schnell wie ein zupackendes Tier hat er beide Hände an meinen Oberarmen. Auch diesmal hält er mich. Er sieht mich immer noch an, stumm. So nah steht er vor mir, dass ich ihn atmen hören kann und sogar die kleinen dunklen Punkte in seinen grauen Augen sehen. Er riecht nach Wald.

«Versprich mir, dass du das nicht wieder versuchst!», sagt er. Seine Stimme ist leise und so rau, dass ich mich frage, wie lange er nicht gesprochen hat. Der Klang lockt eine

Gänsehaut auf meinen Rücken. Es ist auch lange her, dass jemand mit mir gesprochen hat. Mit mir gesprochen und nicht an mir vorbei, ausweichend, als könnte man meinen Blick nicht ertragen.

Es tut so gut. Ich lächle ein wenig und auch er lächelt. Sein Lächeln kommt mir vor wie ein schmaler Sonnenstrahl, der nach langem Regen über den nassen Boden huscht. Ein Hauch Frühling nach dem Winter. Zu wenig, sich daran zu erwärmen, aber mit Hoffnung auf mehr.

Als würde er jetzt erst merken, dass wir, als Fremde, viel zu nah beieinanderstehen, verwischt sein Lächeln, und er macht einen Schritt rückwärts. Langsam lockert er den Griff um meine Arme, als müsste er jeden seiner Finger einzeln überreden. Seine geöffnete rechte Hand gleitet meinen Arm hinunter und umschließt meine Finger, ohne dass ich zugreife. Soll ich? Sein Blick hält mich fest. Das ist kein Händchenhalten, er ist auf dem Sprung, bereit, noch einmal zuzupacken. Denn noch hat er mein Versprechen nicht. Er wartet, dass ich wenigstens nicke.

Ich will nicht. Er kennt mich doch gar nicht. Woher will er wissen, wie es ist, wenn man das Leben einfach keine einzige weitere verdammte Sekunde lang ertragen kann? Wird er dann da sein? Wahrscheinlich sehen wir uns nie wieder.

«Warum sollte ich dir so etwas versprechen?», frage ich. Mein Blick bricht den Bann, reißt sich los von ihm und streift die Bäume so tief unter mir. Es ist wirklich hoch. Die Autos hinten auf dem Parkplatz sehen aus, als gehörten sie zu einer Modelleisenbahn. Und im Wald schimmert an ein paar Stellen zwischen den Blätterkronen der grasige Waldboden durch. Dort wäre ich jetzt, hätte ich es zu Ende gebracht.

Er folgt meinem Blick, versteht. Wir beide wissen, dass ich tot gewesen wäre, wenn er mich nicht gehalten hätte. Und wir beide wissen, dass es das war, was ich wollte, was ich eigentlich immer noch will.

«Es wäre falsch.»

Er hält meine Hand. Ich spüre die Anspannung in seinen Fingern, als erwarte er, dass ich jeden Moment wegspringe, vorwärts über die Brüstung hechte.

Er räuspert sich, klingt trotzdem heiser. «Denk mal an die, die du zurücklassen würdest.»

«Mich würde keiner vermissen. Die haben alle genug mit sich selbst zu tun.»

«Glaub das mal nicht.»

«Es ist mein Leben. Ich kann bestimmen, wann es zu Ende sein soll.»

Er seufzt. «Wie heißt du?»

«Luisa.»

«Luisa», wiederholt er dann, lässt meinen Namen sanft über seine Zunge gleiten wie ein Bonbon, dessen Geschmack man ergründen will. Luisa. Zum ersten Mal bin ich meinen Eltern nicht böse wegen dieses Namens. Aus seinem Mund klingt er warm.

«Ich würde dich vermissen, Luisa.»

Er wartet meine Antwort nicht ab. Als habe er mir lange genug Zeit gegeben, zu entscheiden, ob ich springe oder ihm endlich mein Versprechen gebe, wird sein Griff fester. Er zieht mich zur Treppe. Öffnet vorsichtig die obere Tür. Er geht voraus, und ich folge ihm Stufe um Stufe hinab. Seine Schritte sind geschmeidig und lautlos auf dem Beton. Ich höre, wie sein Mantel an der Wand entlangwischt. Irgendwo draußen schlägt eine Autotür zu. Er wartet einen Moment, guckt durch den Spalt der nur halb

zu öffnenden Seitentür am Ende der Innentreppe. Dann zwängen wir uns nach draußen. Selbst dabei lässt er mich nicht los. Langsam reicht es mir. Was denkt er sich denn? Dass ich hochlaufe, zurück, und mich vor seinen Augen doch noch hinunterstürze? Das kann ich doch morgen tun. Übermorgen. Irgendwann und irgendwo anders, dann, wenn es nötig ist. Ich habe doch keine Eile.

«Du kannst mich ruhig loslassen!», sage ich. Drehe ein bisschen mit meiner Hand hin und her.

Er hält mich nur fester. «Gleich», sagt er. Die Sockelstufen springt er hinunter, zieht mich hinter sich her, über den Parkplatz, ein Stück weit quer durch den Wald.

Dann sind wir an der Straße, und er bleibt stehen, ein paar Schritte vom Asphalt entfernt zwischen den letzten Bäumen. Seine regennassen, dunklen Haarsträhnen sind ihm ins Gesicht geweht, und er schiebt sie mit dem Zeigefinger zur Seite.

Er guckt kurz, ob kein Auto und kein Spaziergänger kommen, dann packt er mich bei den Schultern und dreht mich zu sich. Sieht mir direkt in die Augen. Ich bin atemlos, nicht nur vom Gehen. Sein Blick ist hart, zwingend. Da ist keine Wärme mehr. Das Verstehen, das noch vor ein paar Schritten in seinem Blick gelegen hat, hat etwas Dunklem Platz gemacht, das ich nicht deuten kann. Er holt noch einmal Luft. «Und jetzt wirst du es mir versprechen!», verlangt er.

Ich fühle die Worte als Hauch in meinem Gesicht, so heftig atmet er. Trotzdem, ich halte seinem Blick stand. Ich mag es nicht, wenn man mich zwingt, nicht mal, wenn man so fremdartig, so geheimnisvoll und faszinierend ist wie er. Nicht einmal dann. Und im Übrigen, und das lockt ein schiefes Grinsen auf mein Gesicht: Er kann nicht in

meinen Kopf sehen. Was auch immer ich verspreche, woher will er wissen, dass ich es halte?

Aber auf einmal bin ich mir nicht mehr sicher, ob er nicht doch auf irgendeine Art meine Gedanken hören kann. Er ist so anders als alle Menschen, die ich kenne. So blass, so grau. Vielleicht gelten normale Regeln für ihn nicht? Seine Hände bohren sich in meine Schultern, fast wie Adlerkrallen in ihre Beute. Es tut weh. «Wage es nicht! Ich beobachte dich!»

Ich schüttele ihn ab. Bringe einen Schritt Abstand zwischen uns. Was sagt er da? «Du beobachtetest mich?» Ich komme mir mit einem Mal überwacht vor und weiß nicht, ob mir das gefällt. Hat er alle meine Schritte durch den Wald verfolgt und so meinen Zugang zum Turm entdeckt? Ich habe mich schon gefragt, wie er dort hinaufgekommen ist. Nicht mal seine Schritte auf der Treppe habe ich gehört. «Wie lange schon?»

Er zuckt die Schultern. «Einen Monat vielleicht. Ich weiß nicht genau.»

Und ich war wohl so mit mir selbst beschäftigt, dass ich ihn nie bemerkt habe. Da fällt mir wieder der Hund ein, den ich so gerne abgeschüttelt hätte, der Streuner. Und wenn der gar nicht herrenlos war? Sollte er mich nur davon ablenken, tiefer in die Büsche zu schauen, dorthin, wo sein Herr sich verborgen hielt? Ich stelle sie mir nebeneinander vor. Den schmalen, schlanken Jungen und den struppigen Hund, beide schwarzgrau wie ihre eigenen Schatten.

«Der schwarze Hund, er gehört zu dir, nicht wahr?», frage ich.

Er verzieht das Gesicht. Es ist nur ein hochgezogener Mundwinkel, kein echtes Lächeln. «Sozusagen.»

Einen Moment schweigt er, holt tief Luft. Atmet ganz



langsam aus. Er hält den Kopf gesenkt und sieht mich nicht an, tippt mit dem Fuß gegen einen Stein, der, von Gras überwachsen, halb im Boden steckt. Ob er mich fragt? Mir sagt, wann wir uns wiedertreffen? Wo ich ihn finde? Er kann doch nicht einfach so aus meinem Leben verschwinden, jetzt, wo ich weiß, dass es ihn gibt.

«Hör zu, Luisa! Ich weiß, dass du glaubst, es sei zu schwer. Versprich es mir trotzdem!» Und dann, als ich schon denke, er ist fertig, als ich ihn schon anschreien will, fragen, warum er wieder davon anfängt, fragen, was er denn für eine Ahnung davon hat, wie verdammt weh das Leben tun kann, hebt er seinen Blick und sagt ganz leise: «Bitte!»

Er sieht nicht aus, als würde er oft um etwas bitten. Es ist dieses «Bitte», das meine ganze Abwehr auflöst. Ein einziges Wort.

«Ich verspreche es», sage ich feierlich und meine es als einen Schwur. Der schwerste Schwur von allen: Er verschließt mir meine Tür aus dem Leben. Nimmt mir meinen Notausgang. Von diesem Moment an muss ich alles, was noch kommt, ertragen. Und vielleicht ganz allein.

Er schließt kurz die Augen, seufzt erleichtert und nickt. «Danke», flüstert er. Dann schiebt er mich aus dem Wald hinaus zur Asphaltstraße. «Geh nach Hause, Luisa», sagt er. «Geh nach Hause und lebe!»

«Seh ich dich wieder?» Die Antwort muss ich nicht abwarten. Ich kann sie in seinem Gesicht lesen. Sehe sie an der Art, wie er mich loslässt, mich von sich wegschiebt, als dürfe uns niemand zusammen sehen. Wie er hastig zurückweicht zwischen seine Bäume, als von rechts ein Auto auftaucht.

«Besser nicht!», sagt er, fast schon im Umdrehen. Dann

läuft er. Die Bäume scheinen an ihm zu ziehen wie Magneten an einem Eisensplitter. Muss er sich verstecken? Vielleicht braucht er den Wald, den Schutz, die Stille noch viel mehr als ich.

«Wie heißt du?», rufe ich ihm nach, schnell, bevor er für immer verschwunden ist.

Er bleibt noch einmal stehen, als müsse er überlegen. Sieht über die Schulter. «Ich – bin Thursen!», trägt der Regen mir zu. Dann ist er im Unterholz verschwunden. Ob dort sein Hund auf ihn wartet?



**DREI** Hier in Berlin haben wir kein Haus. Zu hastig war unser Aufbruch, zu überstürzt unsere Ankunft. Unsere Familie ist zu einem Rest zusammengeschrumpft. Vielleicht ist dieser Rest auch zu klein für ein Haus geworden, und deshalb leben wir in einer Wohnung. Drei Zimmer und ein Balkon, den keiner von uns benutzt, weil wir alle den Sonnenschein nicht mehr ertragen können, meine Eltern noch weniger als ich. Über uns wohnt eine gebrechliche alte Dame, die Lärm nicht verträgt. Wie gut für sie, dass wir ganz still vor uns hin leben, als seien wir schon tot. Man hört uns nicht. Unter uns wohnt eine Familie mit einer kleinen Tochter und einem Baby. Ein Lebensende über uns und unter uns der neue Anfang. Das Baby schreit oft.

Das Mädchen ist eigentlich gar nicht so schlimm. Sie heißt Lotti. Ich kenne sie kaum, gehe ihr aus dem Weg. Ich kann mit so kleinen Kindern nichts anfangen.

Das ist die pflegeleichte Lüge, die ich erzähle. Die Wahrheit ist: Ich kann keine Spielsachen mehr ertragen. Ich möchte schreien, wenn ich im Hof ihr Kinderfahrrad sehe, das aussieht wie seins. Sie sitzt auf der Bank und spielt mit ihrem Gameboy. Der gleiche, den mein Bruder hatte. Es ist, als hätten wir seine Spielsachen zwar tief im Müllcontainer begraben, doch aus dem Grab kommen sie als untote Gespenster zurück. Ich ertrage es nicht. Nicht mal Schreien hilft. Nicht einmal meine Eltern anschreien und mit Tassen auf die Bilder an der Wand werfen. Das Glas splittert. Das Porzellan splittert. Mein Schmerz bleibt. Ich verfluche Thursen, der mir meinen Ausweg genommen hat. Genommen, ohne mir einen anderen Weg zu geben.

Mein Alltag ist mir zu eng. Warum muss ich zur Schule gehen? Warum muss ich all die fröhlichen Leute auf der Straße treffen? Warum muss unter meinem Fenster Lotti spielen? Warum zwingt man mich anzusehen, was ich nicht sehen will? Es ist, als müsste ich meine Hand in ein Wespennest halten, täglich tausend schmerzhaft Stiche ertragen. Es wird Zeit, dass ich wieder Bahn fahre, gleich nach der Schule. Ich will nicht nach Hause, ich muss weg von alledem, ich muss in den Wald. Heute will ich schneller sein und nehme den Bus, die Havelchaussee entlang. Dann steige ich doch zu früh aus, weil ich die Enge der schaukelnden Kiste nicht länger ertrage. Zu Fuß folge ich dem Wanderweg hinunter zum See.

Das Wetter ist besser. Nicht besser für mich, sondern für all die anderen, die bei Sonnenschein aus den Häusern kommen und den Wald für sich beanspruchen. Jogger überholen und rempeln mich mit ihren eifrig schwingenden Ellenbogen aus dem Weg. Mütter mit Babybuggys

machen Mountainbikern Platz. An einer flachen Uferstelle schüttelt ein brauner Hund mit klitschnassem Fell sein Havelbadewasser über mich. Eiskalt und eklig. Ich bin zu tot, um zu schreien, suche nur mit meinen Augen nach einem anderen Hund und dessen Begleiter in einem langen schwarzen Mantel.

Ich folge dem Wanderweg, der den See umrundet. Von hinten kommt, Sturm klingelnd, eine Familie auf Fahrrädern angesaut. Ich war in Gedanken, weiche hastig aus. Ich knicke um und stolpere, mit den Händen nach Halt suchend, gegen das Schild am Zaun, der hier den Schilfgürtel schützt. «Betreten verboten, Ruhezone für Wasservögel» steht auf dem Schild. Ob die Enten mir wohl etwas von ihrer Ruhe abgeben?

Ich bin nicht die Erste, die sich ihren Weg durchs Schilf bahnt. Ein Trampelpfad führt zu einer verborgenen Bade-  
stelle, übrig geblieben aus Sommertagen. Die grüngrauen Schilfhalme sind in einem unordentlichen Halbkreis niedergetreten und sumpfbeschmutzt. Ich gehe noch ein paar Schritte weiter. Die Stimmen der Spaziergänger sind nur noch ein entferntes Gemurmel, als ich endlich am Ufer stehe, abseits, bis zu den Hüften im Schilf. Wasser plätschert. Ein Teichhuhn stößt sich ab und paddelt auf den See hinaus. Ich mache einen Schritt vorwärts, will ihm mit meinen Blicken folgen. Ein Schritt zu viel, die Erde gibt nach, mein Fuß sinkt ein und wird nass. Da ist es. Ein Knurren. Leise, fast nicht zu hören. Ich sehe über die Schulter. Nichts.

Thursen? Ist das Thursens Hund, der mich beobachtet? Ganz langsam ziehe ich den anderen Fuß nach. Stehe im Wasser, den Blick auf den See, lausche.

Ein Knacken hinter mir, Schilf bricht, ein Hecheln. Ich

fahre herum, so schnell, wie ich mich im Sumpf bewegen kann, ohne meine Schuhe zu verlieren. Der schwarze Hund steht hinter mir, geduckt, nur ein paar Meter entfernt. Als ich auf ihn zugehe, springt er fort. «Thursen?»

Was denkt er, wie wenig wichtig ich meine Versprechen nehme? Glaubt er im Ernst, ich würde mich im See ertränken? Ich laufe zurück zum Weg, sehe den Hund mit einem eleganten Satz über den Zaun springen. Schreie ihm nach, in den Wald hinein, wo sich irgendwo zwischen den Bäumen sein Herr versteckt: «Thursen! Verdamm! Ich kann schwimmen!»

Meine Schuhe sind vollgesogen mit Wasser, die Füße eiskalt. Trotzdem klettere ich über den Zaun, überquere den Weg und stolpere in den Wald. Vorjähriges Laub knistert unter meinen Füßen, und Brombeerranken haken sich an meinen Hosenbeinen fest. «Thursen!», schreie ich. Dränge mich an Holunderbüschen vorbei und scheuche Vögel auf. Der Wald vor mir bleibt leer. Er ist nicht da. Thursen nicht, und auch sein Hund nicht. Nach zwei Stunden stolpere ich müde aus dem Unterholz auf einen fremden Weg. Als mir ein alter Mann mit seinem Dackel begegnet, frage ich, wo der nächste Bahnhof ist. Ich weiß nicht, wo ich bin, und habe keine Ahnung, wo überall ich war. Ich will es auch nicht wissen.

Zu Hause schließe ich mich in meinem Zimmer ein und lege mich zitternd ins Bett, ziehe die Decke über meinen Kopf. Trotz der Sonne fühle ich mich krank. Ich hoffe, ich werde heiser, dann habe ich endlich einen Grund, nicht zu sprechen.

Jemand klopft an meine Tür. Bekomme ich etwa Besuch? Ich will nicht öffnen. Ein Papier zwängt sich knisternd unter meiner Zimmertür durch, steckt fest und zer-

knickt. Ich fluche, wickle mich in die Decke und schließe auf. Lotti steht da und hat ein Bild für mich gemalt. Da seien wir drauf, erklärt sie mir stolz, ihre neuen Nachbarn. Ich mit meinen Eltern.

Nur wir drei, der Familienrest. Sie hat meine Tränen nicht verstanden, hat meinen Bruder ja nicht gekannt.

Ich werde nicht krank. Ein paar Tage noch streife ich auf der Suche nach Thursen durch den Wald nahe dem Turm. Dann zieht der Himmel wieder seine graue Gardine zu. Der Herbst hat den Sommer endgültig besiegt und feiert mit Regen. Meine Haare hängen mir in feuchten Strähnen ins Gesicht, und die Tropfen laufen mir an der Nase herab. Ich friere. Endlich einmal haben meine Seele und mein Körper die gleiche Temperatur. Ich habe den Wald fast für mich allein. Einmal meine ich ganz hinten, dort wo die jungen Eschen eng zusammenstehen, Thursens Hund gesehen zu haben. Aber als ich mich zu der Stelle durchgekämpft habe, ist er nicht da. Als es dämmt, gebe ich zitternd vor Kälte und Einsamkeit auf. Ich weiß, ich soll ihn nicht wiedersehen. Besser nicht, hat Thursen gesagt. Besser für wen? Kann ich nicht einmal selbst entscheiden, was für mich gut ist? Dieses eine Mal?

Die S-Bahn bringt mich nach Hause. Die Bahn! Mein ganzes Leben läuft wie auf Schienen, ohne Lenkrad. Es rumpelt mich vorwärts, ohne nach meinen Wünschen zu fragen. Ein Standardleben für Tausende. Und für mich ist es immer der falsche Weg.

«Ich brauche eine wärmere Jacke.» Zum ersten Mal seit langer Zeit spreche ich wieder mit meinen Eltern. Mein Vater fragt nicht, wofür. Er will nicht wissen, wo ich meine Zeit verbringe. Ich hätte es ihm ohnehin nicht

gesagt. So geht er nur wortlos an sein Portemonnaie und nimmt drei viel zu große Scheine heraus. Drückt sie mir in die Hand. Als könnte eine dicke Jacke auch meine Seele wärmen. Nach dem Abendessen gehe ich zurück in mein Zimmer. Trete gegen meine ungeöffnete Schultasche. Ich mache keine Hausaufgaben, schon lange nicht mehr. Der Tag geht zu Ende. Nachts im Traum sehe ich Thursen, nur ihn allein. Wo ist sein Hund?

Die Schulstunden sind heute an mir vorbeigezogen wie eine dieser amerikanischen Fernsehserien, hinter Fenstern aus Bildschirmglas. Man hört, beobachtet, aber es sieht nur so aus, als ob es real wäre. In Wirklichkeit ist alles auf einem anderen Kontinent passiert, zu einer anderen Zeit. Ich kann nichts ändern, ob ich hinsehe oder nicht. Ich sitze meine Zeit ab, dann trage ich meine Schulsachen nach Hause. Ich kann in unserer Wohnung nicht atmen, wo mir die grimmige Schwermut den Hals abdrückt. Aber gestern habe ich etwas herausgefunden: Wenn ich währenddessen die Luft anhalte, kann ich durch unsere Wohnung rennen, ohne dass mir die Trauer die Lunge verklebt. Tief Luft holen im Hausflur, Schulmappe ins Zimmer knallen und raus.

Draußen lasse ich mir heute Zeit. Kaue Kaugummi in der U-Bahn, trödele die Steglitzer Schloßstraße entlang. Ich lasse mich an den Ladenreihen vorbeitreiben, sehe mich nicht in den spiegelnden Schaufensterscheiben, tue so, als sei ich ein Geist. Ich versuche, in der Menschenmenge zu ertrinken. Aber sie spuckt mich wieder aus, als könnte ich schwimmen.

Ein Afrikaner trommelt einen immergleichen Rhythmus. Patt-pattapatt-patt-patt. Wie ein Kind, das mit der Hand auf den Boden einer Dose schlägt. Straßenmusikan-

ten mit Akkordeon spielen Melodien. Am Straßenrand sitzen Obdachlose, die ihre langen Beine in den Strom der Passanten strecken, als wünschten sie, dass endlich einer im Stolpern sein Geld über sie schüttet. Einer hat einen Hund dabei.

Ich finde keine passende Jacke. Nirgends. Auch nicht in dem Kaufhaus, vor dem ein entwurzelter Gitarrenspieler zum hundertsten Mal «Im Frühtau zu Berge» spielt.

Ein Berg. Mein Leben liegt vor mir wie ein viel zu hoher Berg, schroff und felsig. Vielleicht brauche ich eine Jacke für Bergsteiger. Eine, die auch auf einem lebensfeindlichen Achttausender noch warm hält. Ich werfe einen zweiten Blick auf den schmuddeligen Jungen mit dem struppig schwarzen Hund. Ein Euro aus meinem Portemonnaie landet klappernd in seiner Dose. Es ist nicht Thursen und der Hund nicht seiner, aber er erinnert mich trotzdem an ihn. Dann gehe ich weiter zu diesem riesigen Laden für Expeditionsbedarf. Träume davon, eins der Zelte zu nehmen, einen Schlafsack, alles in einen Rucksack zu packen und zu verschwinden. Ich könnte meinen Namen ändern und nie mehr zurückkommen. Dann wäre dieses Leben beendet, und ich hätte mein Versprechen trotzdem nicht gebrochen, irgendwie.

Warum tue ich es nicht? Kaufe nur meine Jacke. Dick, warm und in Farben, die einen im Wald unsichtbar machen. Grünbraun wie Baumrinde und Moos. Der Verkäufer verstaubt sie für mich mit verbindlichem Lächeln in einer Plastiktüte, nimmt meine Geldscheine, tippt in seine Kasse und schiebt mir das Wechselgeld über die Theke. Eine Münze fällt klingelnd auf den Boden, als ich meine Faust darum schließen will. Verdammte, das Klingeln der Münzen erinnert mich an was. Erinnert mich wieder an den



Jungen mit dem Hund, der da mit seiner Geldschale sitzt. Sah der Hund nicht doch so aus wie Thursens? Was, wenn der Junge etwas weiß? Was, wenn er etwas mit Thursen zu tun hat? Ich bücke mich nach dem Euro, stopfe das Wechselgeld in meine Hosentasche und habe es plötzlich eilig. Schon bin ich draußen auf dem Bürgersteig, die Tüte schwingt aufgebläht in meiner Hand. Ich muss ein ganzes Stück laufen, und nicht über Walderde. Meine Füße has-sen den Beton des Gehwegs. Ich lasse die Schaufenster der Geschäfte, der Bäcker und Fleischer, der Boutiquen und Schuhläden vorbeiziehen. Und dann habe ich ihn wieder gefunden. Er sitzt da, der Junge, ein Kind noch fast, mit halbgeschlossenen Augen, angelehnt an die buntgeflieste Mauer, die die Rolltreppe hinab zum U-Bahnhof verbirgt. Seine Beine in grauen, abgetragenen Jeans ausgestreckt, die linke Hand im Fell seines Hundes vergraben. Ich stehe etwas abseits, und er bemerkt mich nicht, mich nicht und auch nicht die Leute, die sich in schwatzenden Grüppchen an ihm vorbeischieben. Als ein Mann mit Schnurrbart und Aktentasche eine Münze klappernd in seine Schale fallen lässt, sieht er kurz auf, als erwache er aus einem Traum. Sein dankbares Lächeln kommt zu spät, der Mann ist schon um die Ecke zur U-Bahn verschwunden. Der Hund rührt sich nicht. Es ist nicht Thursens Hund, glaube ich, aber er sieht ihm sehr ähnlich. Ein bisschen massiger vielleicht. Nie vorher habe ich so große schwarze, struppige Hunde gesehen. Wie wilde Verwandte der Schäferhunde. Auch der Hund döst, den Kopf auf dem Pflaster, und beachtet die Passanten nicht. Ich wünschte, er würde aufstehen, damit ich ihn besser sehen kann, seine Beine, wie er sich bewegt. Der Junge macht keine Anstalten aufzustehen, er hat den Kopf wieder rückwärts gegen die Mauer gelehnt

und die Augen geschlossen. Ich werde warten. Schlendere hinüber zum Schaufenster und tue so, als würde ich mich für Kleider interessieren. In Wirklichkeit beobachte ich die beiden in der Spiegelung der Scheibe. Sie bewegen sich nicht, auch nicht, als ich bei den Herrenanzügen angekommen bin. Mein Magen knurrt und mir ist kalt. Ich habe noch das Wechselgeld vom Jackenkauf in der Tasche, gehe mir damit eine heiße Brezel kaufen, an einem Stand an der nächsten Straßenecke.

Als ich zurückkomme, sind der Junge und sein Hund nicht mehr da. An ihrer Stelle sitzt ein bärtiger Mann auf einem Campinghocker und spielt auf seiner Geige einen Trauermarsch.

Ich mag nicht nach Hause. Gehe lieber noch einmal zu der Stelle im Wald, wo ich Thursens Hund das letzte Mal gesehen habe. Dort, wo ich am See nasse Füße bekommen habe. Dort, wo mich von irgendwoher Thursen beobachtet hat, vielleicht.

Diesmal gehe ich nicht bis ans Wasser, setze mich stattdessen auf einen umgestürzten Baumstamm und gucke den Enten beim Schwimmen zu. Eine Meise turnt im herabhängenden Zweig einer Weide. Meine neue Jacke hält mich warm. Ich habe am Bahnhof schon die alte ausgezogen, in die Tüte gestopft und die neue rausgeholt. Unterwegs habe ich die Preisschilder abgerissen und auf den Weg geworfen wie Hänsel und Gretel die Brotkrumen. Als wollte ich zurückfinden! Ich will nie zurück.

Auf einmal raschelt etwas hinter mir im Gebüsch. Ich höre das leise Hecheln, genau wie beim letzten Mal. Drehe mich ganz langsam um. Mein Herz hämmert. Ja, sein Hund, ganz sicher ist es diesmal Thursens Hund, steht da. Reglos starrt er mich aus gelben Augen an.

«Komm her!», locke ich, strecke ihm meine Hand entgegen. «Komm zu mir!»

Er bewegt sich nicht. Vorsichtig rutsche ich vom Baumstamm herunter. Bleibe ein paar Atemzüge lang stehen, und dann, ganz langsam, mache ich den ersten Schritt auf ihn zu. Er steht wie erstarrt. Noch ein Schritt. Dann, als hätte ich eine unsichtbare Linie übertreten, duckt er sich plötzlich, wirft sich herum und springt in langen Sätzen davon. Schnell wie ein flüchtender Hase ist er im Unterholz verschwunden. Da irgendwo im Gehölz verborgen muss Thursen gewesen sein, ganz nah, ich weiß es. Und jetzt? Sinnlos, ihn zu rufen. Sinnlos, ihn zu verfolgen. Ich bin wieder allein. Tränen rinnen mir die Wangen herab und tränken die neue Jacke mit meiner Trauer. So nehme ich die Jacke in Besitz. Jetzt ist es meine. Jetzt gehört sie zu mir.

Mitleidige Enten quaken, schicken mich nach Hause, bevor die Nacht kommt. In der Bahn schraubt ein Klarinettenspieler seine Töne zwischen die Fahrgäste. Ich hasse ihn. Er stört meine Tagträume von Thursen.

Zur Schule am nächsten Tag komme ich wieder zu spät. Nicht, weil ich verschlafe, ich schlafe fast gar nicht mehr. Zu spät, weil jede Bewegung zu viel ist. Als sei ich in schweres mattgraues Blei gekleidet vom Schuh bis zum Kopf. Als wäre das Blei ein Strahlenschutz, aber kein Schutz für mich, Schutz für meine Mitschüler. Denn ich bin es, die strahlt. Die Strahlen von Kummer, Schmerz und Zerstörung aussendet, die alle um mich herum schwächen und schließlich töten würden, wie sie es mit mir tun. Ich merke, wie ich langsam immer fahriger werde. Mein Panzer bröckelt. Heute habe ich im Unterricht geschrien.

Das ist mir lange nicht mehr passiert. Ich sammle meine Bücher und Hefte ein und gehe früher nach Hause. Keiner meiner Mitschüler stellt Fragen, nicht einmal die Lehrer.

Unsere Wohnungstür scheint eine Tonne zu wiegen. Wie eine Tresortür schließt sie die Luft hinter mir ab. Ich lasse meine Schulmappe fallen. Eigentlich sollte ich mir etwas zu essen nehmen. Aber hier drin, in dieser Wohnung, kann ich nicht essen. Ich muss raus, weg! Lotti im Treppenhaus sieht mich ängstlich an. Weiß sie, wie es mir geht? Ich versuche meine Gefühle zu verstecken und zu lächeln, damit ich sie nicht erschrecke. Mühsam kann ich meinem Gesicht die Sekunden abtrotzen, die ich für die Schritte bis zur Haustür brauche.

Ich muss nicht überlegen, wohin ich jetzt will. Es ist der immer gleiche Weg. Ich schlendere ein Stück weit die Einkaufsstraße hinunter. Es ist noch früher Nachmittag, noch sind die Bürgersteige fast leer. Die Menschenmassen werden erst noch kommen, voraussehbar wie die Flut. Ich habe Glück. Da, an seinem alten angestammten Platz, sitzt der Junge mit dem Hund. Diesmal, schwöre ich mir, lasse ich ihn nicht einfach so verschwinden. Diesmal will ich wissen, wohin er gehört. Ich suche mir einen Platz, auf einer Bank, für ihn verborgen hinter einem Zeitschriftenstand. Ich wickle mich in meine Jacke, ziehe die Beine hoch, beobachte, wie er zu den Einkaufsstützen tragenden Leuten hochsieht, die ihm Münzen in seine Dose werfen. Der Hund gähnt, rollt die Zunge und zeigt sein porzellanweißes Raubtiergebiss. Der Hunger nagt an mir, aber heute lasse ich die beiden nicht aus den Augen. Was ist Hunger gegen das Gefühl, das ich mit mir herumtrage? Gegen die Sehnsucht nach Thursen. Die Straße wird voller, die Straßenmusikanten kommen, die Leute, die laut in ihr Handy

lachen, die schreienden Kinder an Mamas Hand. Und ich sitze immer noch da. Es dämmt. Endlich, endlich steht der Junge auf. Geht in langsamen, vom Sitzen auf dem Beton steifen Schritten zur S-Bahn, und der Hund trottet neben ihm her. Ich bleibe auf Abstand, behalte sie fest im Blick. Bitte, bete ich, lass sie Richtung Wannsee fahren.

Der Zug in Gegenrichtung fährt ein. Als die Türen schließen, stehen sie immer noch auf dem Bahnsteig. Dann kommt unser Zug. Ich schummle mich kurz vor dem Abfahrtssignal mit hinein, tauche zwischen den Menschen unter, setze mich neben eine Frau, die ihr Fahrrad quer vor uns schiebt. Bin fast unsichtbar hinter ihrem Korb. Als der Zug in Nikolassee hält, steigen der Junge und der Hund aus, und die Frau verbarrikadiert mir mit ihrem Fahrrad den Weg. Als ich endlich draußen bin, sind sie verschwunden. Welchen Ausgang? Ich haste die Treppe hinunter und sehe mich um. Nichts zu sehen. Da höre ich ihre Schritte hallend im Tunnel. Ich habe sie wieder. Mein Herz klopft, nicht nur vom Laufen. Sie überqueren die Brücke über die Avus und folgen dem schmalen Weg, der an der Kreuzung endet. Der Wald beginnt, mein Wald, der Wald, in dem Thursen sich irgendwo versteckt. Der Himmel ist abendgrau. Grau sind die beiden vor mir auch. Darum vielleicht hat mich der fremde Junge so an Thursen erinnert. Noch schwächtiger ist er, noch jünger, aber fast ebenso ohne Farben.

Sie verlassen den Weg, gehen quer durch den Wald weiter, zwischen Bäumen und Büschen hindurch. Ich versuche zu folgen. Als sie sich umdrehen, verschwinde ich hinter einem moosigen Buchenstamm. Trete auf einen morschen Ast, der unter meinem Fuß zerbricht. Ob sie es gehört haben?

Das Licht wird noch schwächer. Eine Wolke schiebt sich vor den Mond und verdeckt die Sterne. Ist es eine gute Idee, jetzt durch den Wald zu laufen? Tief im Bauch meldet sich die Angst. Neben mir raschelt es im Laub. Ein spätes Eichhörnchen tschirpt empört und springt den Baum hinauf, sodass die Rinde knistert. Es hat wohl recht, ich gehöre hier nicht her. Aber jetzt drehe ich nicht mehr um. Freiwillig wird Thursen nicht zu mir kommen. Wenn ich mit ihm sprechen will, muss ich ihn irgendwie finden, muss jedem Hinweis nachgehen, der mir sagen könnte, wo ich ihn oder seinen Hund finden kann. Als ich hinter dem Stamm wieder hervorkomme, sind der Junge und der Hund verschwunden. Ich laufe einfach weiter in die gleiche Richtung, mitten zwischen die Baumschatten. Es ist so dunkel, dass ich den Weg nicht mehr erkennen kann. Nur schwarze Stämme rechts und links und über mir der dunkelgraue Himmel.

Der Boden unter mir senkt sich plötzlich. Unwillkürlich laufe ich schneller. Beim nächsten Schritt fängt eine Brombeerranke meinen Fuß. Ich reiße die Arme hoch, um mich abzufangen, überschlage mich, kollere und rolle durch das Laub. Benommen bleibe ich liegen. Bin umringt von großen, schnaubenden Schatten, die sich hin und her schieben. Tiere, keine Menschen. Im Grunewald gibt es viele Wildschweine. Die Wolken reißen auf, und im Sternenlicht erkenne ich, was ich vor mir habe. Das sind keine Wildschweine. Diese Tiere haben schärfere Zähne als jeder Keiler.